Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechenden Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 128. **Montag** den 11. März 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Friedensverhandlungen.

Durch Reutermeldungen war bekannt geworden, daß Botha und andere Boerenführer schon am 27. Februar mit Kitchener in Middelburg (Transvaal) zusammengekommen seien, um über die Frage der Einstellung der Feindseligkeiten zu verhandeln, und einen siebentägigen Waffenstillstand erhalten hätten, um mit den anderen Boerencommandanten zu berathen. Eine andere Meldung wollte wissen, daß in diese Abmachungen alle Boerenführer eingeschlossen seien, außer De Wet. Es ist kaum anzunehmen, daß Botha, der bekanntlich Oberbefehlshaber über alle Boerenstreitkräfte ist, sich diese Bedingung hat vorschreiben lassen. So lange er freie Verfügung über sich hat — und die hat er, da er nicht in Folge der militärischen Operationen French's zu Unterhandlungen gezwungen wurde, sondern aus freien Stücken gekommen ist — so lange ist er auch in seinem Charakter als Oberbefehlshaber nicht beschränkt, und wird als solcher seinen bedeutendsten Unterführer nicht aus den Verhandlungen ausschließen lassen. Erst wenn sich herausstellen sollte, daß De Wet selbst auch jetzt noch nichts von Frieden wissen will, wird er ihn von den Verhandlungen ausschließen müssen. Der siebentägige Waffenstillstand müßte schon am 6. März abgelaufen sein. Die nächste Zusammenkunft zwischen Kitchener und Botha hat aber nach einer Meldung aus Pretoria erst am 8. früh stattgefunden, und zwar bei Pretoria, wo ja inzwischen auch der neue Gouverneur für Südafrika, Milner, eingetroffen ist. Die Besprechung hat einige Zeit gedauert, zu welchem Ergebniß sie geführt hat, ist unbekannt. Was den Waffenstillstand anbetrifft, der Botha gewährt sein soll, so könnte er sich nur auf Botha und die seinem Commando direct unterstehenden Leute beziehen; denn auf allen anderen Theilen des Kriegsschauplatzes hat der Kampf nicht geruht.

Dr. Leyds, der zur Zeit in Paris weilt, hatte eine Unterredung mit einem Vertreter des „Journal". Er leugnete zunächst, daß seine Anwesenheit in Paris mit der Tagung des internationalen Boeren-Friedenscomités irgendwie zusammenhänge. Was die internationale Vermittelung anbetrifft, so bemerkte er, dem Präsidenten Krüger gestatte zur Zeit sein Gesundheitszustand nicht, sich nach Petersburg zu begeben, der Zar würde aber später bestimmen, wann Krüger nach Petersburg kommen solle. Bezüglich der Friedensverhandlungen hätten Botha, sowie De Wet und Steijn freie Hand. Bedingungslose Uebergabe sei auch heute noch ausgeschlossen. Dagegen bezeichnete es Leyds als einen gangbaren Ausweg, wenn den Engländern die Minenfelder abgetreten würden, im Uebrigen aber den Boeren ihre alte Unabhängigkeit gelassen würde.

Was auch immer das Resultat der Bemühungen Milner's und Kitchener's, die Boeren zu einem Friedensschluß zu bewegen, sein mag, auf jeden Fall hat die Aufnahme der betreffenden Nachrichten in allen Kreisen der englischen Bevölkerung bewiesen, wie herzlich müde man hier des Krieges ist, und wie gerne man die Gelegenheit willkommen heißt, um dem ganzen südafrikanischen „Business" in Ehren endlich ein Ende machen zu können. Das ist ein ungeheurer Vortheil für die Boeren, den diese hoffentlich bei den Verhandlungen gründlich ausnutzen.

Die Wirren in China.

Die Nachricht eines englischen Blattes, daß 600 Russen mit 20 Geschützen Masampo in Korea besetzt haben, bedarf wohl noch der Bestätigung, denn ein solches Vorgehen würde gerade jetzt in Japan große Verstimmung hervorrufen. Masampo ist ein dem ausländischen Handel geöffneter Hafen an der Südküste von Korea, dem in einer Entfernung von kaum 100 Kilometer die japanische Insel Tsushima gegenüberliegt. Schon zu Ende des vorvorigen und zu Anfang des vorigen Jahres war von Masampo viel die Rede. Der russische Gesandte in Korea, Herr Pawlow, hatte auf einer Reise nach Petersburg Masampo besucht und bei dieser Gelegenheit den dortigen koreanischen Beamten ein Stück Land bezeichnet, das er für die Zwecke der russischen Regierung zu kaufen beabsichtigte. Das betreffende Stück Land war im Besitze von Privateigenthümern und diesen wurde es bald darauf von japanischen Speculanten abgekauft. Als Pawlow zurückkehrte, bemerkte er dies und glaubte daraus schließen zu müssen, daß die japanische Regierung ihm einen Streich gespielt habe. Er verlangte darum von den koreanischen Behörden, daß dieselben die Japaner von dem Grundstücke entfernten. Die japanische Regierung griff aber ein und machte den koreanischen Beamten klar, daß eine Ermission nicht statthaft sei, da das Grundstück auf eine gesetzlich vollkommen giltige Weise gekauft worden sei. Auch zwischen den japanischen Bevollmächtigten in Söul und Pawlow selbst fanden Auseinandersetzungen statt, worauf dann Pawlow sein Verlangen zurückzog. Später verlangten aber, wie die „Frkf. Ztg." in Erinnerung bringt, die Russen ein anderes Grundstück in Masampo, wozu sie vollkommen berechtigt waren, denn es giebt keinen Vertragshafen in Ostasien, in dem nicht auswärtige Regierungen für ihre Consulate, Magazine, Werften und dergleichen Land besitzen. Als Rußland zum ersten Male seine Forderung erneuerte, verlangte es eine Insel im Hafen, aber diese war, wie sich herausstellte, auch schon an Japaner verpachtet. In Folge dessen mußten sich die Russen mit einem Grundstücke innerhalb des Gebietes der ausländischen Niederlassung begnügen, und so galt die Sache als erledigt. Wenn nun die Russen in Masampo wirklich Truppen gelandet haben, so dürfte dies zunächst unter dem Vorwande geschehen sein, daß die russische Niederlassung geschützt werden solle. Freilich hat man noch nichts davon gehört, daß dieselbe bedroht war.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 11. März.

Panzerplatten zu fabriciren und zu verkaufen ist ein Geschäft wie jedes andere, nur daß man sich nicht als Fabrikant dieser kostbaren Platten etabliren kann, wie man einen Krämerladen aufmacht. Immerhin aber ist es eben ein Geschäft, das wie jedes andere einen Profit abwerfen soll, und Niemand darf verlangen, daß dieses „heiligste" Geschäftsprincip von den Panzerplattenherstellern außer Acht gelassen werde. Einen angemessenen Verdienst wird man ihnen also zugestehen können, ja zugestehen müssen, auch wenn der Abnehmer zufällig das eigene Vaterland ist. Wir stellen uns hier absichtlich auf einen sehr „liberalen" Standpunct (liberal im zweifachen Sinne), um den Fabrikanten möglichst gerecht zu werden, ohne freilich dabei außer Acht lassen zu können, daß die in Frage stehenden Industriellen sich nicht ausschließlich als private Unternehmer betrachtet wissen möchten. Zum Beispiel geht dies aus ihrer Stellung zum Schutzzoll hervor, von dem sie unter besonderer Betonung der, übrigens auch unzweifelhaft vorhandenen, Interessen der Allgemeinheit, der Arbeiter und Anderer verlangen, daß er ihnen den Absatz ihrer Producte im Inlande erleichtere. Daß dies auch für die Unternehmer selbst nicht nachtheilig ist, sei nebenbei bemerkt. Es kann nun aber der Fall eintreten, daß diese Industrie die Conjunctur benutzt, um demselben Staate, der sie schützt, für ihre Producte so hohe Preise aufzuerlegen, daß der Staat mit berechtigtem Neide über seine Grenzen sehen muß, wo durch gefällige Vermittelung derselben Unternehmer dasselbe Product in gleicher Güte hergestellt und weit billiger an einen andern Staat geliefert wird. In diesem Falle darf man doch wohl daran zweifeln, ob die Grenzen der angemessenen Rentabilität innegehalten worden sind, und ob nicht, wie es in der Sprache der Reichstags-Budgetcommission heißt, eine „unerhörte Preistreiberei" vorliegt. Daß diese und ähnliche Erörterungen Denen, die sie angehen, unangenehm sind, ist erklärlich, und sie erklären nun den Sachverhalt in den „Berl. Neuesten Nachrichten" folgendermaßen:

Falsch ist erstens die Angabe, daß die deutsche Marineverwaltung 600 ℳ mehr zahlt, als die amerikanische, der Preisunterschied beträgt nur 220 ℳ. Falsch ist, daß jeder Jahresbedarf der deutschen Marine 7500 t erfordert; der Jahresbedarf ist erheblich niedriger und sinkt in dem Maße, als die Ausführung des Flottengesetzes vorschreitet. Falsch ist infolge dessen die Behauptung, daß sich „ein jährlicher Nachtheil von 3 Millionen" und ein solcher „von 60 Millionen für die Dauer der Bauzeit des Flottenprogramms" ergiebt. Falsch ist demnach endlich auch die daran geknüpfte Aeußerung von einer „unerhörten Preistreiberei" der beiden deutschen Fabriken, da — wie der Herr Staatssekretär des Reichsmarineamts es gestern selbst hervorgehoben — sie bei gleichen Bedingungen auch zu denselben Preisen liefern wie die amerikanischen Fabriken. Es ist hoch bedauerlich und jedenfalls ein unerhörter Vorgang, daß ein derartig falscher Bericht überhaupt aufgestellt und als amtliches Material des Reichstages veröffentlicht werden konnte.

Das stimmt jedoch nicht ganz, denn es ist Thatsache, daß die Preise, die sich die Firma Krupp bisher von der deutschen Marineverwaltung hat zahlen lassen, thatsächlich um 400 ℳ höher waren, als die amerikanische Marineverwaltung hierfür zahlt. Eine Ermäßigung um 150 ℳ hat, nach der betreffenden Mittheilung des Staatssekretärs v. Tirpitz, die Firma Krupp jetzt erst für einen neuen Jahresbedarf von nicht unter 6000 Tonnen, also bedingungsweise, angeboten. Die „B.N.N." bestreiten ferner die Preistreibereien der beiden deutschen Fabriken, indem sie sich auf den Staatssekretär des Reichsmarineamts berufen, der im Reichstage selbst hervorgehoben habe, daß die beiden deutschen Firmen bei gleichen Bedingungen auch zu denselben Preisen liefern wie die amerikanischen Fabriken. Diese Aeußerung hat der Minister nicht gethan. Nach dem Parlamentsbericht des „Reichsanzeigers" hat Herr v. Tirpitz nur gesagt:

„Die Firma (Krupp) hat sich . . . ferner erboten, noch eine weitere erhebliche Preisermäßigung eintreten zu lassen, wenn die Bestellung auf eine größere Reihe von Jahren gesichert sei. Es ist genau dieselbe Bedingung, die seitens der amerikanischen Panzerplattenfabriken für die amerikanische Verwaltung gestellt worden ist."

Aus dieser Sachlage glaubte der Staatssekretär die Hoffnung schöpfen zu dürfen, daß die noch schwebenden Verhandlungen mit der Firma für die Zukunft das Resultat zeitigen würden, „daß unsere Panzerplatten nicht theurer sein werden als in Nordamerika". Der Staatssekretär hat also nur von einer zukünftigen Preispartität, die er auch nur erhofft, gesprochen, während es nach den „N. Nachr." scheinen muß, als ob diese jetzt schon bestände. Um jedoch auch die Motivirung der höheren Preise kennen zu lernen, citiren wir aus dem Industrieorgan noch folgenden polemisirenden Abschnitt:

Bei den Vereinigten Staaten handelt es sich um einen Auftrag von 36 000 Tonnen, in Deutschland um einen stehenden Jahresbedarf von gegenwärtig 6000 Tonnen. Das Deutsche Reich bezahlt also seine Panzerplatten nicht theurer „als die Vereinigten Staaten bei entsprechendem Bedarf zahlen würden", sondern der Bedarf der Vereinigten Staaten ist eben ein ganz anderer, weil in einem einmaligen Auftrage von 36 000 Tonnen fest vergeben, während in Deutschland immer nur um den Jahresbedarf vergeben wird. Daß bei so umfassenden Aufträgen andere Preise zu erzielen sind als bei kleinen, läßt sich ohne Weiteres in jedem Laden feststellen. Daß die Firma Krupp bereit ist, bei annähernd amerikanischen Bedingungen zu annähernd amerikanischen Preisen zu liefern und daß darüber bereits Unterhandlungen schweben, hat der Herr Staatssekretär selbst mitgetheilt.

Und schließlich stellen wir noch einmal fest, was in der Presse nicht überall richtig aufgefaßt zu sein scheint, daß die Firma Krupp „an Amerika" überhaupt nicht geliefert hat, vielmehr ist das Krupp'sche Verfahren durch Erwerbung des Patents dort eingeführt worden. Aber auch bei dieser Sachlage kann die Beurtheilung nicht viel modificirt werden, denn wir können und wollen im Interesse des Rufes der betheiligten deutschen Firmen nicht annehmen, daß die Vertheuerung gegenüber Amerika durch rückständige technische Einrichtungen mit bedingt wird, wobei noch zu beachten ist, daß die amerikanischen Fabrikanten die Licenzkosten und höhere Löhne mit in Rechnung zu setzen hatten. — Es scheint nun einmal ein wirthschaftliches Gesetz zu sein, daß Unternehmungen, die über eine gewisse Größe hinauswachsen, international in ihrem Verkehr werden müssen, daß sie es aber auch in allen ihren Principien zu sein gezwungen werden, sehen wir vorläufig noch nicht als Axiom an.

Freunde und Gegner des verstorbenen Fürsten **v. Stumm** sind darüber einig, daß mit ihm eine der markantesten Persönlichkeiten aus dem Leben geschieden ist. Ein Nachruf, den die „Post" ihrem langjährigen spiritus rector widmet, der von seinen Redacteuren verlangte, daß sie „einschwenkten, wie die Unteroffiziere", wird seine Weltanschauung auch denen näher bringen, die sich nicht zu ihr zu bekennen vermögen. Die „Post" bezeichnet ihn mit Recht als den Träger eines ganzen Systems. „Dieses System fordert die Unterwerfung unter den kategorischen Imperativ der Pflicht. Ein Mann von solch' sittlicher Strenge gegen sich selber durfte auch von seinen Untergebenen mit mehr Recht, als etwa ein in Genuß und Wohlleben erschlaffender Salon-Politiker, die Anerkennung des autoritären Princips fordern. Ueber diesen Punct gab es bei dem Verstorbenen keine Compromisse. War für ihn die Frage entschieden, wer der Träger des autoritären Rechtes sei, dann durfte man auch der Durchführung dieses Rechtes bei ihm gewiß sein. Alle seine Forderungen und Ziele gingen von dieser logischen Einheit aus, und keiner seiner Gegner wird Herrn v. Stumm jemals einen Denkfehler oder eine logische Inconsequenz vorwerfen können. Mit gewissermaßen mathematischer Genauigkeit entwickelte sich aus der Grundanschauung, daß die Unterwerfung der eigenen Persönlichkeit unter die Autorität der Pflicht für Jeden ohne Ausnahme unabweisbare Nothwendigkeit ist, was, was man Stumm'sche Politik nannte. Wäre sie eine reine Interessenpolitik gewesen, dann hätten ihr die Correlate gefehlt. Freiherr v. Stumm war der Arbeiterschaft gegenüber indeß nicht blos der Fordernde und Versagende, sondern auch der Gebende. Aus dem Herrschaftsrechte des Unternehmers über den Betrieb leitete er als Gegengewicht die sittliche Pflicht einer Unternehmerfürsorge für die im Betriebe thätigen Personen ab. Dieser Fürsorgepflicht hat sich Freiherr v. Stumm als Besitzer seiner Werke, wie auch als Politiker niemals entzogen. Sein Auge ruhte, das darf ohne Ueber-

Feuilleton.

Zwei Brüder.

4] Roman von Franz Rosen.

Nachdruck verboten.

V.

Eines Tages im Herbst kam Manfred erschöpft und ermattet aus dem Examen nach Hause — und hatte es nicht bestanden.

„Wie ist denn das möglich?" hatte Peter ganz verständnißlos gefragt — und Manfred hatte die Achseln gezuckt und jede Erklärung verweigert.

Gedrückt und entmuthigt saß er im Wohnzimmer in der Sophaecke. Als Peter aus seinem Arbeitszimmer herüberkam, bemühte er sich, ein möglichst gleichgiltiges Gesicht zu machen, was ihm indeß nur schlecht gelang.

Peter ging einige Male im Zimmer hin und her — dann blieb er vor seinem Bruder stehen.

„Freddi, laß den Kopf nicht hängen. Die Sache ist sehr unangenehm — nun wohl, das nächste Mal mußt Du sie besser machen. Dazu aber vor Allem: neuer Muth und frische Kraft! Laß Dich nicht gleich durch den ersten Mißerfolg in Deinem Leben niederdrücken. Nun erst recht drauf los und etwas leisten!" Aber Manfred's Gesicht blieb finster.

„Ach, das Alles ist es ja gar nicht", sagte er unwirsch.

„Was dann?" fragte Peter erstaunt. Manfred rückte auf seinem Sitz hin und her, sprang endlich auf, lief ans Fenster und so, dem Bruder den Rücken kehrend, stieß er in trotziger Entschlossenheit heraus:

„Es ist, weil ich selber Schuld daran bin." Peter lächelte.

„Das pflegt hierbei meistens der Fall zu sein", sagte er.

„Nun ja", rief Manfred ungeduldig. „Man kann dumm sein, man kann schwer lernen, einen schlechten Tag oder sonst Pech haben. Aber das ist Alles nicht der Fall."

„Nun, und was sonst? Sprich Dich doch aus!" Manfred zögerte noch eine Weile. Dann klang es vom Fenster her in dumpfem Grollen:

„Ich habe gebummelt." Und wie um Peter's Antwort abzuschneiden, fuhr er hastig fort: „Abends, wenn Du fortgingst und dachtest, ich bliebe bei der Arbeit, bin ich auch heimlich fortgelaufen und habe mich mit Anderen amüsirt. Ich hatte immer Glück, daß Du nichts merktest, und daß ich immer vor Dir nach Hause kam. Und dann stürzte ich noch schnell an die Arbeit — zum Schein, bis Du kamst, damit Du denken solltest, **ich hätte die ganze Zeit so gesessen."**

Er schwieg. Peter schwieg auch. Er war zu tief erschrocken, um zu sprechen. Eine ganze Reihe von Gefahren erstieg plötzlich vor seinem Geist — Gefahren, für die er verantwortlich war.

Manfred empfand das Schweigen drückend und unheimlich. Er wandte sich um, kam auf Peter zu, legte ihm die Hände auf die Achseln und sah ihn treuherzig bittend an.

„Peter, sei nicht böse! Sieh nicht aus wie ein einziger großer Moll-Accord. Ich weiß, es war abscheulich von mir, Dich so zu betrügen, wo Du doch Alles für mich thust — Alles — aber es soll nicht wieder vorkommen. Und ich habe ja auch meine Strafe weg — glaube mir, sie ist mir arg genug. Sei gut, Peter!" Er hatte Thränen in den Augen.

Und diese Augen waren ja noch Kinderaugen — die Seele, die reuig und bittend aus ihnen blickte, war noch rein und unverdorben. Peter seufzte leise.

„Böse bin ich ja auch nicht, Manfred. Aber betrübt. Es ist Deiner nicht würdig, was Du gethan hast. Und dann — bedenke die Folgen."

Manfred sah ihn fragend an.

„So etwas darf natürlich nicht wieder vorkommen", fuhr Peter ernst fort. „Um es zu verhindern, müßte ich aber eine Hofmeisterrolle bei Dir übernehmen. Und das — will ich nicht. Unser brüderliches Verhältniß müßte darunter leiden. Wie sollen wir es also machen? — Wir müssen uns trennen."

„Peter!" rief Manfred außer sich. „Peter! Du wirst doch nicht so sein! Du wirst mir doch die Schande nicht machen!"

„Ja — wie sollen wir es aber verhindern, daß Du nicht ein zweites Mal — —"

„Ich verspreche Dir", unterbrach Manfred, „daß dergleichen nie wieder geschieht, und daß ich das nächste Mal das Examen gut bestehen werde." Er sah den Bruder hell an und hielt ihm die Hand hin. Peter nahm sie an; er war innerlich schon längst wieder versöhnt. Aber er wollte es Manfred doch nicht zu leicht machen.

„Und hast Du schon daran gedacht, was Großvater Waldburg sagen wird? Meinst Du, daß er uns zusammenläßt, wenn er diesen Erfolg oder vielmehr Mißerfolg erfährt? „Das kommt von der Junggesellenwirthschaft", wird er sagen, und auf unserer Trennung bestehen." Manfred ließ den Kopf hängen.

„Dies war mein erster Gedanke", fuhr Peter fort. „Ich verschwieg ihn nur noch, weil ich Dich nicht vollends entmuthigen wollte. Wir müssen es abwarten. Dem bestimmten Wunsch Deines Vormunds kannst Du Dich nicht widersetzen. Natürlich mußt Du ihm diesen Abschluß gleich mittheilen." **Manfred machte ein hilfloses Gesicht.**

„Kannst Du das nicht für mich thun, Peter?" und der konnte es ihm nicht abschlagen.

In der diesen wichtigen Tage folgenden Woche starben Frau Josefa's Eltern kurz hintereinander — einmüthig und unzertrennlich auch im Tode, wie sie im Leben gewesen waren. Die damit verbundene innere und äußere Unruhe halfen Manfred über die peinvolle Erwartung der großherzoglichen Entscheidung hinweg. Vom Begräbniß heimkehrend, fand er einen sehr gütigen und liebenswürdigen Brief vor, in welchem der alte Herr nach sehr milder Beurtheilung des Geschehenen die Hoffnung aussprach, daß seinem Enkel das nächste Mal das Glück holder sein möge. Vor irgend welchen Aenderungen oder Maßnahmen war mit keinem Wort die Rede.

Manfred jubelte über diesen Brief. Auch Peter freute sich. Aber seine Freude hatte einen sorgenvollen Beigeschmack.

So blieb Alles beim Alten. Die Zeit stiller Zurückgezogenheit und innigen Beisammenlebens der Beiden wurde nur unterbrochen durch die Ferienzeiten, die Manfred in stillschweigendem Uebereinkommen mit Peter bei seinem Großvater verlebte. Einmal nur hatte ihn Peter begleitet und war unerwärmt zurückgekommen. Es war dies der einzige Punct, in dem die Beiden sich nicht verstanden.

Nach Verlauf eines weiteren Jahres bestand Manfred sein Examen mit größtem Lobe.

Heimkehrend, rief er es dem Bruder jubelnd entgegen, und sie umarmten einander in ehrlicher Freude.

„Es ist ganz allein Dein Verdienst, daß ich so weit bin!" rief Manfred in ehrlicher Anerkennung.

„Das hoffe ich doch nicht", entgegnete Peter, seine Rührung gewaltsam bekämpfend. „Für sich selber stehen und fallen muß der Mann, der etwas leisten will."

VI.

Freiheit berauscht. — Manfred befand sich in einem Taumel von Entzücken und Selbstbewunderung die ganzen nächstfolgenden Tage hindurch. Sie vergingen ihm mit Festlichkeiten bei seinen guten Freunden, deren jeder ihn gern noch einmal ganz für sich haben wollte, ehe sich die Lebenswege vielleicht für immer trennten.

Er wurde auch von Peter's Bekannten eingeladen, die dem allgemein beliebten Bruder durch eine Freude machen wollten. Manfred entfaltete im Umgang mit älteren Leuten eine weltmännische Sicherheit und Gewandtheit, eine natürliche Freiheit der Bewegung, eine Ungezwungenheit der Sprache, eine Empfänglichkeit für jedes Interesse und eine Fähigkeit, jeden Gedanken anschaulich wiederzugeben, wie das Alles in solchem Maße nie erlernt und anerzogen, sondern nur angeboren sein kann. Sie behandelten ihn in Folge dessen ohne Weiteres als ihresgleichen, und er eroberte sich schon am ersten Tage eine Stellung, die ganz geeignet war, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Er schien prädestinirt, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen.

Peter sah mit Liebe und Stolz die hoffnungsvolle Jugendblüthe seines Bruders mit seltsamer Plötzlichkeit sich entfalten. Mehr und mehr gewannen die verblaßten Erinnerungen an den frühverlorenen Vater dabei neues Leben und frische Gestaltung. Immer mehr gewann er die Ueberzeugung, daß Manfred ihm gleichen müsse.

Und leise — ihm selbst unerklärlich — legte sich mit dieser Ueberzeugung der Schatten einer unbestimmten Sorge auf seinen Weg.

Als sich der erste Freudentaumel des Erfolges gelegt, hatten die Brüder eine ernste Unterredung miteinander.

„Es handelt sich um Deine Zukunft — um den Beruf, den Du wählen mußt", sagte Peter nach etlichen einleitenden Worten. „Die Frage ist für uns eine besonders ernste, weil wir ganz allein auf uns angewiesen sind und es wünschenswerth für uns ist, möglichst bald eine besoldete Stellung zu bekommen. Hast Du darüber wohl schon nachgedacht?"

Gesprochen hatte Manfred schon recht oft darüber; ernstlich nachgedacht wohl noch nie. Gleichwohl sagte er schnell:

„Studiren möchte ich nicht."

Peter hatte das vorausgesehen. Er bedauerte es; denn Manfred hatte einen hellen Kopf. Wenn er aber all der Examen-Mühe gedachte, konnte er es kaum wünschenswerth finden.

„Warum denn nicht?" fragte er. „Hat Dich mein Beispiel abgeschreckt?"

„Nein — das gerade nicht. Aber ich glaube, daß ich mich für diesen Beruf nicht eigne. Ich habe nicht genug Ernst."

Peter mußte lächeln. Er unterdrückte die Bemerkung, daß ein gewisser Ernst in jedem Berufe nöthig sei, und fragte geduldig:

„Nun, also was möchtest Du sonst?"

„Forstmann möchte ich erst recht nicht werden."

„Und warum das nicht?"

„Alle sagen, es dauert zu lange, bis man es zu etwas bringt. Und dann — so eine entlegene, einsame Försterei — wie Muttes Heimath — nein, das ist ein schrecklicher Gedanke."

„Zu ernst — zu einsam —" dachte Peter; und laut sagte er: „Bleibt also nur der bunte Rock, da Du zum Künstler bisher noch keine Anlagen gezeigt hast."

Manfred antwortete nichts, aber an seinen aufleuchtenden Augen sah Peter, daß er das Rechte getroffen.

„Du hast Dir das also schon längst überlegt?"

SLUB
Wir führen Wissen.